

Geschichtliches und Kritisches zur Körperbauforschung.

Von

Prof. R. Weichbrodt.

(Eingegangen am 17. August 1926.)

Motto: There is no art,
To find the minds construction in the face.
(Shakespeare, Macbeth I.4).

Lotze, der auch eine medizinische Psychologie geschrieben hat, sagt in dem Vorwort zu dieser Arbeit: „Ich habe heimlich längst die statistische Bemerkung gemacht, daß die großen positiven Entdeckungen der exakten Physiologie eine durchschnittliche Lebensdauer von etwa 4 Jahren haben.“ Wenn man diese Ansicht auch für die Psychiatrie gelten läßt, so wäre eigentlich diese Arbeit überflüssig. Die meisten Psychiater sind wohl mit mir der Ansicht, daß das Buch *Kretschmers* eine schöne dichterische Leistung ist, daß manche charakterologischen Schilderungen sogar unübertrefflich gut sind, daß aber eine derartige Betrachtungsweise uns in der Psychiatrie nicht weiter bringen kann. Solange Menschen denken, hat es nicht an Bemühungen gefehlt, aus der Oberfläche das Innere zu erkennen. Alle bisherigen Versuche, eine wissenschaftliche Grundlage hierfür zu finden, sind mißlungen. Auch die *Kretschmerschen* Gedanken sind schon gedacht worden, nur die Form ist neu und, was besonders gefährlich ist, wegen der sprachlichen Gewandtheit bestechend. Schon werden diese Einfälle *Kretschmers* von der unkritischen Masse als Tatsachen angesehen, und daraus scheint eine größere Gefahr zu erwachsen, als durch die Psychoanalyse, die doch viele, auch sonst klare Köpfe reichlich verwirrt hat. Wenn heute schon Kritiker zur Beurteilung von Künstlern den Körperbau mit heranziehen, so können sie sich auf einen sehr bedenklichen Ausspruch ihres Meisters berufen, daß dem Dichter „Schiller als vorwiegend Schizothymiker charakteristischerweise die volle Einfühlung fehlte“ (Shakespeare zu verstehen). *Kretschmer* wußte kein besseres Motto für sein Buch Körperbau und Charakter, als den schon von vielen anderen vor ihm angeführten Ausspruch Shakespeares aus Julius Cäsar:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen.
Der Kassius dort hat einen hohlen Blick;
er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich.“

Ich habe mir daher denselben Dichter als Eideshelfer gewählt, und zwar mit einem Ausspruch, den er ungefähr 10 Jahre später tat, also zu einer Zeit, wo er älter und erfahrener war :

„Kein Wissen gibt's,
der Seele Bildung im Gesicht zu lesen.“
(Macbeth I, 4)

Das sagt Duncan, der sich von seinem Freunde Cawdor verraten sieht.

Mit diesem Beispiel soll aber nur gezeigt werden, daß man bei diesem großen Dramatiker für jede Ansicht Belege finden kann.

Bei der *Kretschmerschen* Arbeit muß es sehr auffallen, daß er sich so gut wie gar nicht darum gekümmert hat, was vor ihm zu diesem Thema geschrieben worden ist. Das alte Goethewort:

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
das nicht die Vorwelt schon gedacht,“

sollte doch jedem Forscher geläufig sein. Oder hat *Kretschmer* sich an einen anderen Satz Goethes gehalten? „Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen.“

Wir können natürlich nicht alles zusammentragen, was zu den verschiedensten Zeiten von den verschiedensten Völkern zu diesem Problem gesagt worden ist. Wo und wann auch immer Menschen zusammengelebt haben, hat man sich sicher mit diesen Fragen befaßt und Kluges und Dummes dazu gesagt.

Wie die alten Juden zu diesem Problem standen, zeigt wohl das Beispiel aus dem Buche „Tiphereth Israel“ (zitiert im Born Judas von M. J. bin Gorion). „Ein arabischer König begehrte Moses, von dessen Heldentaten viel zu ihm gedrungen war, zu sehen; er sandte einen erlesenen Maler in das Lager der Hebräer mit dem Auftrage, ihm von Moses ein Bildnis zu verfertigen. Der Künstler tat, wie ihm geheißen. Da ließ der König die Weisen kommen und gab ihnen auf, aus dem Bilde das innere Wesen und den Charakter des Dargestellten herauszulesen und das Geheimnis seiner Kraft aus seinen Zügen zu ergründen. Die Weisen beschauten das Bild und gaben dem König einstimmig folgende Antwort: Nach dem, was wir sehen, zu urteilen, muß der berühmte Mann, das wollen wir unserem Herrn gestehen, ein Mensch von böser Veranlagung, voll Hochmut, Habgier und heftiger Triebe sein, einer, in dem man alle Laster, die die menschliche Seele herabwürdigen, vermuten kann. Da ergrimmte der König und sprach: Ihr verhöhnt mich wohl; von überall höre ich nichts als Ruhmvolles über den herrlichen Mann. Nun erschrakten die Untergebenen, die Gesichtsforscher und der Künstler, und suchte sich mit demütiger Stimme zu recht-

fertigen. Die Weisen gaben dem Maler die Schuld und sagten, daß die Zeichnung falsch sei; der Künstler wiederum schob die Schuld auf die Beurteiler, die das Bild nicht zu deuten verstünden.

Da nun der König die Wahrheit wissen wollte, begab er sich in eigener Person mit seinen Reitern in das Lager Israels. Er kam und sah noch von der Ferne das Angesicht Moses'. Er holte das Bildnis hervor und verglich es mit der lebendigen Erscheinung, und siehe, das stimmte mit dieser überein. Dessen verwunderte sich der Fürst ohne Maßen. Er suchte das Zelt des Propheten auf, bückte sich und fiel vor ihm auf sein Angesicht und erzählte, was ihm mit dem Werke des Künstlers widerfahren war. Er sprach: Sei mir gnädig, du Mann Gottes! Ehe ich dein Antlitz geschaut hatte, glaubte ich, daß die Arbeit des Malers mißlungen wäre; nun ich dich von Angesicht schaue, sehe ich, daß die Gesichtsdeuter, die an meinem Tische speisen, mich betrogen haben, und daß das, was sie treiben, Afterkunst ist.

Da erwiderte Mose: Nicht so, mein Herr; sowohl deinem Bildner als deinen Weisen ist recht zu geben. Wäre ich nicht von Natur, wie mich dir die Nachdenklichen schilderten, ich gliche einem verdorrten Stücke Holz, von dem man gleichfalls sagen kann, daß es von Untugenden frei ist. Jawohl, mein Herr, ich stehe nicht an, dir zu bekennen, daß all die Fehler, die die Gesichtsdeuter aus meinem Bilde herausgelesen haben, und noch viele andere, in mir vorhanden sind, daß ich aber durch die Kraft meines Willens ihrer Herr geworden bin, so daß das Gegenteil davon nunmehr meine zweite Natur ausmacht. Das ist der Grund dafür, daß ich solchen Namen errungen habe, und daß ich verherrlicht werde im Himmel da oben und auf der Erde da unten.“

Ähnliches hören wir von Sokrates, der sich selbst mit Gesichtsdeutung abgegeben hat. Nach Zopyrus sei er dumm, viehisch, wollüstig und dem Trunke ergeben gewesen. Seine Schüler hätten ihn daher ausgelacht, als er über Gesichtsdeuterei gesprochen hätte; er soll aber erklärt haben, daß er von Natur zu den eben angeführten Lastern neige, daß er aber durch Übungen und Anstrengungen diese Neigungen zu unterdrücken gesucht hätte.

In diesen Beispielen steckt doch wohl deutlich genug die Ansicht, man ist nicht immer so, wie man aussieht.

Sehr naiv ging Aristoteles vor, von dem in dem Born Judas eine ähnliche Geschichte wie von Moses erzählt wird; er suchte von den Tieren auf die Menschen zu schließen; z. B. der Löwe habe rauhe Haare, also sei ein Mensch mit rauen Haaren mutig; die Ochsen haben dicke Nasen, also seien Menschen mit dicken Nasen träge usf.

Dieser Unsinn lebte im Volksglauben bis über das 18. Jahrhundert hinaus fort und führte schließlich zu dem Satz: „je tierähnlicher der Körper, desto tierähnlicher auch der Geist“.

Zur Illustrierung dieser Ansichten sei nur eine Arbeit aus dem Jahre 1530 von Bartholomeus Coclitus von Bononien erwähnt: Die Physiognomie sei eine sinnreiche, natürliche Kunst, wodurch die Neigungen zum Guten und Bösen im Menschen erkannt würden. Dabei sei ein großer Unterschied zwischen Männer- und Frauennatur zu merken. Die hitzigste Frau sei kälter als der kälteste Mann. Dickes großes Haar z. B. auf dem Haupt bedeute einen unkeuschen Menschen mit gutem Gedächtnis, schneller Wunderlichkeit, träg in seinen Handlungen, vieler Ding begierig und unglücklichselig.

Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß sich hier und dort Männer fanden, die diese „Wissenschaft“ energisch ablehnten, wie Leonardo da Vinci: „Diese Chimäre hat kein wissenschaftliches Fundament“. Auch Agrippa von Nettesheim schreibt um 1525: „Aber alle diese Kunststücke kommen nicht aus einer rechtschaffenen Doktrin her, bestehen nicht auf guten und gewissen Gründen und Rationen, sondern sind bloße Mutmaßungen aus verborgenen Sachen, zufälligem Glücke, oder des Geistes Eingebungen, welche aus täglichen und von langer Zeit wahrgenommenen Observationen hergesucht werden.“

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird nun diese „Forschung“ durch Lavater neu belebt. In vier dicken Bänden „Physiognomik der menschlichen Gestalt“ sucht er seine Ansicht, die er vorher in zwei Vorträgen geäußert hatte, zu beweisen. Physiognomik ist nach ihm die Fähigkeit, durch das Äußere eines Menschen sein Inneres zu erkennen. Er sagt, jede Menschengestalt mache auf jeden einen anderen Eindruck, erzeuge andere Empfindungen in ihm. So verschieden auch immer die Eindrücke sein mögen, die derselbe Gegenstand auf verschiedene Zuschauer mache, so widersprechend die Urteile von einer und derselben Gestalt, so gäbe es doch gewisse Extreme, gewisse Gestalten, Physiognomien, Mienen usf., von denen alle Menschen, die nicht augenscheinlich toll seien, dasselbe Urteil fällten. Hier müsse die Forschung einsetzen.

Lavater ging nun daran, eine Reihe von Bildern und Schattenbildern zusammenzustellen, die er „analysierte“. Schon beim Erscheinen des ersten Bandes war auf der einen Seite Beifall, auf der anderen Seite Widerspruch. Lavater erklärte dazu, die bei seiner Lehre gut wegkämen, würden ihn loben, die schlecht wegkämen, würden ihn wohl nach außenhin ablehnen, in ihren vier Wänden aber sicher recht geben. Als Lavater aber immer mehr Irrtümer nachgewiesen wurden, erklärte er sie mit einem „Druckfehler der Natur“. Daß ihm aber auch manchmal aufgegangen sein muß, daß etwas in seiner Kunst nicht stimme, zeigt der Satz im Fragment 29: „Ihre Gestalt zeigt, was sie sein könnten und sollten, und ihre Mienen im Augenblick des Handelns, was sie sind.“

Es könnte nun interessieren, einige Urteile der bedeutendsten Zeitgenossen Lavaters über diese Wissenschaft zu hören.

Kant schreibt in der Anthropologie in pragmatischer Hinsicht: „Wenn eine Uhr ein gefälliges Gehäuse hat, so kann man daraus (sagt ein berühmter Uhrmacher) nicht mit Sicherheit urteilen, daß auch das Innere gut sei; ist das Gehäuse aber schlecht gearbeitet, so kann man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß auch das Innere nicht viel taue; denn ein Künstler wird doch ein fleißig und gut gearbeitetes Werk dadurch nicht in Mißkredit bringen, daß er das Äußere desselben, welches die wenigste Arbeit kostet, vernachlässigt. — Aber nach der Analogie eines menschlichen Künstlers mit dem unerforschlichen Schöpfer der Natur wäre es ungereimt, auch hier zu schließen; daß er etwa einer guten Seele auch einen schönen Leib werde beigebracht haben, um den Menschen, den er schuf, auch bei anderen Menschen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt, einen von dem anderen (durch das *hic niger est, hunc tu Romane caveto*) abgeschreckt haben werde. Denn der Geschmack, der einen bloß subjektiven Grund des Wohlgefallens oder Mißfallens eines Menschen an dem anderen (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der Weisheit, welche objektiv das Dasein derselben mit gewissen Naturbeschaffenheiten zum Zweck hat (den wir schlechterdings nicht einsehen können), nicht zur Richtschnur dienen, um diese zwei heterogenen Dinge, als in einem und demselben Zweck vereinigt, im Menschen anzunehmen.“

An anderer Stelle dieses Werkes heißt es dann bei Kant: „Daß wir dem, welchem wir uns anvertrauen sollen, er mag uns auch noch so gut empfohlen sein, vorher ins Gesicht, vornehmlich in die Augen sehen, um zu erforschen, wessen wir uns gegen ihn zu versehen haben, ist ein Naturtrieb, und das Abstoßende oder Anziehende in seiner Gebärde entscheidet über unsere Wahl, oder macht uns auch bedenklich, ehe wir noch seine Sitten erkundet haben, und so ist nicht zu streiten, daß es eine physiognomische Charakteristik gebe, die aber nie eine Wissenschaft werden kann, weil die Eigentümlichkeiten einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjekts hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann, wo die Menschengestalt im allgemeinen nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurteilung ausgesetzt wird. Nachdem die Karikaturzeichnungen menschlicher Köpfe von Baptista Porta, welche Tierköpfe nach der Analogie mit gewissen charakteristischen Menschengesichtern verglichen darstellen und daraus auf eine Ähnlichkeit der Naturanlagen in beiden schließen lassen sollten, längst vergessen, Lavaters weitläufige, durch Silhouetten zu einer Zeit-

lang allgemein beliebten und wohlfeilen Ware gewordenen Verbreitung dieses Geschmacks aber neuerdings ganz verlassen worden — nachdem fast nichts mehr als etwa die noch zweideutige Bemerkung (des Herrn von Archenholz) übrig geblieben ist, daß das Gesicht eines Menschen, das man durch eine Grimasse für sich allein nachahmt, auch zugleich gewisse Gedanken oder Empfindungen rege mache, die mit dem Charakter desselben übereinstimmen — so ist die Physiognomik als Ausspähungskunst des Innern im Menschen vermittels gewisser äußerer unwillkürlich gegebener Zeichen ganz aus der Nachfrage gekommen und nichts übrig geblieben, als die Kunst der Kultur des Geschmacks, und zwar nicht an Sachen, sondern an Sitten, Manieren und Gebräuchen, um durch eine Kritik, welche dem Umgange mit Menschen und der Menschenkenntnis überhaupt beförderlich wäre, diesen zu Hilfe zu kommen.“

Schiller schreibt in dem Aufsatz „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“: „Eine Physiognomik organischer Teile, z. B. der Figur und Größe der Nase, der Augen, des Mundes, der Ohren usw., der Farbe der Haare, der Höhe des Halses usf. ist vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Wer die launischen Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestraft und mütterlich belohnt hat, unter Klassen bringen wollte, würde mehr wagen als Linné und dürfte sich sehr in acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst ein Original werde.“

Lichtenberg, dessen Verhöhnung Lavaters im „Fragment von Schwänzen“ allgemein bekannt ist, sagt im Timorus: „Daß man aus dem Gesicht wahrsagen könne, ist ausgemacht . . . Geht aber dieses bei dem Kopf an, so geht es auch bei den Händen an, da bei ganz anderen Leuten, als wir sind, die Hände Kopfdienste tun müssen.“

In einer Anmerkung zu dieser Auslassung sagt er, daß er diese Mutmaßungen durch Lavater bestätigt sehe. Es wäre demnach jener Gebrauch der sich Schämenden, daß sie die Hand vors Gesicht halten, höchst ungereimt, denn die Hände, und nicht das Gesicht wären die Fenster in der Brust. Von seinen Spöttereien sei noch folgende Bemerkung zitiert: „Von allem, was ich über Physiognomik geschrieben habe, wünschte ich bloß, daß zwei Bemerkungen auf die Nachwelt kämen. Es sind ganz einfältige Gedanken, und niemand wird mich drum beneiden. Der eine, daß ich die Ähnlichkeit zwischen Physiognomik und Prophetik erkannt habe, der andere, daß ich überzeugt gewesen bin, die Physiognomik werde in ihrem eigenen Fette erstickten.“

Goethe, der am 26. Juni 1775 Lavater selbst in der Physikalischen Gesellschaft in Zürich über das Thema sprechen hörte, war anfangs gläubig, bald wandte er sich aber von den „moralischen Zigeunern“, wie er die Physiognomisten nannte, ab. Zu Eckermann sagte er: „Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Selbsttäuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache, er belog sich und andere.“

Noch schärfer ist er in dem Vers:

Schwärmer prägen den Stempel des Geistes auf Lüge und Unsinn;
wem der Probiertein fehlt, hält sie für redliches Gold.

Lavaters Stern war noch nicht ganz verblaßt, als eine neue Lehre sich bereits vordrängte, *Galls* Organologie oder (wie sie später von seinem Schüler *Spurzheim* genannt wurde) Phrenologie. *Gall* schloß, da das Gehirn der Sitz der geistigen Fähigkeit sei, müßte diese desto größer sein, je größer das Gehirn wäre. Die einzelne Anlage hätte ein bestimmtes Hirnfeld — er teilte das Gehirn in 27 Felder —, und je ausgeprägter eine Anlage wäre, desto stärker entwickelt müßten die betreffenden Felder sein, was sich auch im Hirnschädel markieren müsse.

Diese Hirnmythologie hat in gewissem Sinne wenigstens in den Entdeckungen *Brocas* und *Wernickes* eine Rechtfertigung gefunden.

Trotz aller Angriffe und Ablehnungen gaben die Physiognomisten und Phrenologen nicht nach. Im Jahre 1842 erscheint von *K. H. Baumgärtner* eine Krankenphysiognomik, aus der nur das Folgende zitiert werden soll: „Die Kranken, die schon lange an Epilepsie leiden und viele und heftige Anfälle hatten, erhalten meistens einen eigenen Gesichtsausdruck, so daß man auch außer dem Anfall den Fallsüchtigen mit mehr oder weniger Sicherheit erkennen und selbst die Seite des Körpers bestimmen kann, nach welcher hin bei dem Anfall sich derselbe dreht und auf welcher die Zuckungen am heftigsten sind. Epileptische Individuen haben meistens etwas Düsteres im Blicke und in den Zügen, sie tragen den Kopf etwas vorwärts gebeugt, und zeigen im Gange keine große Schwungkraft, nicht selten steht das eine Auge nicht ganz in derselben Richtung wie das andere.“ Um einen Phrenologen noch anzuführen, sei aus dem Katechismus der Phrenologie von *Gustav Scheve* (1851) folgende Behauptung zitiert: „Der Phrenologe darf gleichwohl sagen, daß er den Charakter eines Menschen besser kennt, nachdem er seine Kopfgestalt erforscht, als wenn er vielleicht ein Jahr lang mit ihm zusammen gelebt“. Nebenbei sei noch bemerkt, daß *Scheve* von der Physiognomik behauptet, daß sie nicht den Namen einer Wissenschaft verdiene.

Die Phrenologie wurde dann durch die „neue und wissenschaftlich begründete Cranioskopie“ eines *Carus* abgelöst. Er prägt das Schlagwort „der Blick ist der Mensch“, hat aber auch schon die Erkenntnis,

daß die Deutung beim Weibe weit schwieriger als beim Manne ist, ähnlich wie später *Kretschmer*. Aber er hat auch schon die *Kretschmersche* Lehre geahnt: „Es ist namentlich keinem Zweifel unterworfen, daß Personen mit einem starken, breiten Schädel zu anderen Krankheiten Anlage haben, als Personen mit einem kleinen und schmalen, und ebenso, daß beide, wenn sie von der gleichen Krankheit affiziert würden, sie auf verschiedene Weise tragen. Die ersteren wird man überhaupt mehr zu Gehirnkrankheiten, Schlagflüssen, Hirnentzündungen und melancholischen Seelenstörungen disponiert finden, während die letzten weniger zu Hirnleiden, und wenn Geistesstörungen bei ihnen vorkommen, mehr zu den verschiedenen Formen der Narrheit Disposition zeigen.“ Mit den verschiedenen Formen der Narrheit der damaligen Zeit deckt sich wohl unsere heutige Bezeichnung *Dementia praecox*, und so hat doch wohl schon *Carus* klar erkannt, daß die *Kretschmersche* Lehre „keinem Zweifel unterworfen ist“.

Bei der geschichtlichen Betrachtung der Körperbauforschung darf auch *Lombrosos* Lehre vom geborenen Verbrecher mit seinen Degenerationszeichen nicht unbeachtet bleiben. Daran zu erinnern ist nötig, weil auch diese Lehre schon überwunden ist. Schon damals schrieb Paul Lindau (zit. bei *Piderit*): „Wie wenig sich die geistigen Eigenschaften durch äußere Merkmale zu erkennen geben, zeigt jedes Verbrecheralbum; abgefeimte Gauner mit salbungsvollen Pastorengesichtern, gefährliche Hochstaplerinnen mit Madonnenmienen und unschuldsvollen Taubenaugen, verwegne Raubmörder mit dem Typus der Jovialität.“ *A. Baer* (Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung) sagt ebenfalls: „Wir halten die Physiognomie für ein äußerst unzuverlässiges, unsicheres Merkmal, welches uns in der Beurteilung eines Individuums viel häufiger irreführen kann, als es uns zur richtigen Diagnose verhilft.“

Es würde langweilen, alle mißlungenen Versuche hier aufzuzählen, die Arbeit von *Theodor Piderit* „Mimik und Physiognomik“ sei noch erwähnt. Auf einen Autor aber muß noch eingegangen werden, hat er doch noch eine sehr große Gemeinde, und seine Typen decken sich ziemlich mit denen *Kretschmers* — es ist *Carl Huter*. *Huter* predigte die Psycho-Physiognomik, seine Weltanschauung drückte er in dem Satze aus: „Stoff, Empfinden, Kraft und Form und in allem das Leben.“ Er kannte fühlende oder negative und strahlende oder positive Lebenskraft (*Helioda*). Er stellte den Ernährungs-, Bewegungs- und Empfindungstyp auf, und wer seine Bilder mit denen *Kretschmers* vergleicht, wird zugeben müssen, daß diese Typen ziemlich identisch sind.

Augenblicklich ist viel von der Diagnoskopie *Z. Biský* die Rede, und es sieht fast so aus, daß sie die *Kretschmersche* Lehre ablösen soll, wie einst *Gall* die Lavatersche Lehre abgelöst hat. *Zachar Biský* hat un-

gefähr 100 Reizstellen am Schädel festgestellt, die ganz bestimmten Anlagen entsprechen. Die anatomischen Zentren und seine Reizstellen fallen lokal durchaus nicht immer zusammen, wie er stolz hervorhebt. Die angeborenen Fähigkeiten und merkwürdigerweise auch die weniger guten Anlagen ließen sich zumeist in der rechten Gehirnhälfte lokalisieren, die erworbenen und guten Anlagen dagegen in der linken Hälfte, wie *Bisby* auf Grund umfangreicher Untersuchungen empirisch gefunden haben will. Die Gläubigen um *Bisby*, zu denen auch Hochschullehrer gehören, regen sich darüber auf, daß es noch klare medizinische Köpfe gibt, die schroff die Methode *Z. Bisby* als Bluff und Schwindel ablehnen, und sie arbeiten mit der so abgegriffenen, aber immer noch so beliebten Phrase, daß es vielen Genies so ergangen wäre, daß sie von der Mitwelt abgelehnt wurden.

In der Umgebung *Kretschmers* hat man sich auch der Graphologie zugewandt. Ich kann aber dringend empfehlen, die Plauderei von *Julius Kreis* über „Schriften“ in der Frankfurter Zeitung (27. III. 1925) zu lesen, um zu sehen, wieviel klarer ein Nichtmediziner in diesen Fragen denkt, als mancher Psychiater.

Es ist schade, daß *Kretschmer* die Rektoratsantrittsrede *Friedrich v. Müllers* nicht vor dem Erscheinen seines Buches gelesen hat. Dort heißt es: „Wie sollen wir nun die Konstitution einteilen? Es geht natürlich nicht an, eine gute und schlechte Konstitution oder eine schwache und starke zu unterscheiden. Denn es kann sein, daß ein robust gebauter Mann den Infektionskrankheiten, besonders der Tuberkulose gegenüber eine sehr geringe Widerstandsfähigkeit zeigt, während ein anscheinend schwächliches Individuum diese glatt überwindet und den Robusten weit überlebt. Auch kann in einem schwächlichen Körper ein großer und starker Geist wohnen.“

Zu den Ansichten *Tandlers* und *Sigaud* bemerkt *Müller*: „Hier sind Behauptungen, aber keine Beweise. Mit solchen allgemeinen, künstlerisch konzipierten und am Schreibtisch erdachten Gegenüberstellungen ist aber dem Arzt wenig geholfen, um so mehr als jede Statistik fehlt und da die Ausnahmen von der Regel mindestens sehr häufig sind.“ Schließlich heißt es in dieser Rede: „sind solche hochgewachsenen Individuen mit flacher oder enger Brust nun etwa besonders zu Tuberkulose geneigt? . . . Es wird behauptet, daß dem so sei, aber bei der Untersuchung eines großen Krankenmaterials wird man doch zu der Ansicht kommen, daß diese Behauptung nicht bewiesen sei, und auf den Tuberkuloseabteilungen findet man ebensoviel breitbrüstige als schmalbrüstige Individuen, und dabei ist noch zu betonen, daß eine in der Kindheit erworbene Tuberkulose die Entwicklung des Brustkorbs zu hemmen pflegt und daß der Habitus phthisicus großenteils die Folge, aber nicht die Veranlagung zur Tuberkulose bedeutet. Gewiß können

wir aus den äußerlich sichtbaren Merkmalen eines Menschen, also aus seinem Knochenbau, seiner Muskulatur, der Entwicklung seines Brustkorbs, den Merkmalen seines Kopfes manche wichtige Anhaltspunkte für die Beurteilung seiner Persönlichkeit gewinnen, aber über das, was uns vor allem not tut zu wissen, nämlich über seine Leistungsfähigkeit, über seine Krankheitsbereitschaften und über seine Widerstandsfähigkeit gegenüber den Infektionskrankheiten erhalten wir aus den anatomischen Kennzeichen nur recht wenig Bescheid. Wir müssen uns hüten, aus dem Habitus, also der äußeren Beschaffenheit des Körpers, weitgehende Schlüsse auf das funktionelle Verhalten des Organismus zu ziehen. Sonst würde es uns ergehen wie vor 100 Jahren der Schädellehre von *Gall* und früher der Physiognomik von *Lavater*, die aus äußerlichen Kennzeichen des Schädels und der Gesichtsbildung eine Erkenntnis der Fähigkeiten und Charaktereigenschaften ableiten wollten und kläglich gescheitert sind.“

Kurze Zeit nach dieser Rede erscheint *Kretschmers* Buch, das von vielen als eine Offenbarung angesehen wird. Ist es da verwunderlich, daß exakte Mediziner nicht allzu viel für die Psychiatrie übrig haben, und daß ein so angesehener Arzt wie *Carl v. Noorden* in einem Fortbildungsvortrag¹⁾ Psychiater und Gesundheitsbeter im selben Atemzuge nennt, wenn er auch gewisse Psychotherapeuten und Psychoanalytiker meint? Die letzten 100 Jahre lösten in der Psychiatrie die theologische (*Heinroth*: „Man sage, was man wolle, aber ohne gänzlichen Abfall von Gott gibt es keine Seelenstörung“), die somatische (*Jacobi*, *Griesinger*) und die klinisch-psychologische (*Kraepelin*) Richtung einander ab; eine der sich jetzt vordrängenden Richtungen kann man als mystische bezeichnen, die wegen der stilistischen Begabung ihrer Anhänger besonders gefährlich ist. *Bumke* hat in seinem Referat in Cassel (1925) den Psychiatern den guten Rat gegeben, 30 Jahre nichts mehr von endokrinen Drüsen und Stoffwechselanomalien zu reden, vielleicht tritt er mit seiner Autorität auch dafür ein, daß kein Psychiater, der nicht auf eine zehnjährige Erfahrung zurückblickte, sich zu klinischen Fragen äußerte. Der Satz *Hoches* von der trüben Flüssigkeit, die durch Hin- und Hergießen nicht klarer wird, besteht heute noch zu Recht. Wir haben in der *Kraepelin*-schen Psychiatrie ein sehr gutes Verständigungsmittel. Man braucht nur das Lehrbuch *Kraepelins* zur Hand zu nehmen, um zu erkennen, wie er selbst die Schwächen seines Systems herausarbeitet. Um weiter zu kommen, brauchen wir neue Grundlagen. Die *Kretschmersche* Körperbauforschung bringt sie uns nicht; sie klärt nichts Unklares, bringt im Gegenteil mit der Legierung (*Lavaters* Druckfehler der Natur) noch mehr Unklarheiten. *Kretschmer* spricht in letzter Zeit von Häufigkeits-

¹⁾ Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 13. 1926.

beziehungen; damit ist aber keine exakte Forschung möglich. Nichts Gewisses weiß man eben nicht. Es hat sicherlich nichts geschadet, daß man sich in den letzten Jahren den Körper der Geisteskranken so eingehend angesehen hat; schade ist es nur, daß man es mit einer nicht lösbaren Fragestellung getan hat. Ich will auch zum Schluß auf Goethe verweisen: „Die Wissenschaft wird dadurch sehr zurückgehalten, daß man sich abgibt mit dem, was nicht wissenswert ist, und mit dem, was nicht wißbar ist.“
